

Die Macht der Musik

Pauluskirche Die Münsterkantorei führt an Karfreitag unter Leitung von Friedemann Johannes Wieland die Johannespassion von Johann Sebastian Bach auf – klangvoll vor jubelndem Publikum. *Von Jürgen Kanold*

Es ist die Macht der Musik: Aufwühlend führt im Eingangssatz der Johannespassion von Johann Sebastian Bach das Orchester sofort mitten hinein ins tragische Geschehen: ein unerbittlicher Puls, Seufzerfiguren, die Geigen wie aufgebracht, Dissonanzen der Holzbläser. Es folgt der Bericht vom Leiden und Sterben Christi; bald werden Chor und Solisten ihre Gedanken, Gebete und Gefühle zum Ausdruck bringen.

Der Dirigent Sir John Eliot Gardiner beschreibt das in seiner großen Bach-Biografie anschaulich, ja er vergleicht diesen Beginn mit einer Opern-Ouvertüre, spricht davon, dass Bach in seiner 1724 uraufgeführten Johannespassion sich wie die besten Opernkollegen dieser Macht der Musik bediente, um die Leidenschaft der Zuhörer anzusprechen.

Mit unverminderter Wucht

Aber, konstatierte Gardiner, das Ergebnis sei keine Oper. Denn diese Passion diene einem Zweck, sie sei in Leipzig komponiert worden für eine lutherische Kirchengemeinde, die nach geistiger Nahrung gelehrt habe: eine Mischung aus „Erzählung und Meditation, Religion und Politik, Musik und Theologie, wie sie kühner und komplexer kaum je erdacht wurde“. Fast 300 Jahre später, wie jetzt an Karfreitag in der voll besetzten Pauluskirche, trifft einen die Johannespassion noch immer mit unverminderter Wucht – auch eine zunehmend weltliche Zuhörerschaft, die sich einlesen müsste in die Hintergründe, darüber nachdenken könnte, wie die Juden als neustamentliche Feindbilder im Musikdrama herzuhalten hatten.



Im Zeichen des Gekreuzigten – die Johannespassion in der Pauluskirche mit dem Motettenchor.

Foto: Matthias Kessler

Es war eine eindruckliche Aufführung mit dem knapp 90-köpfigen, klar und herzlich agierenden Motettenchor der Münsterkantorei und dem verlässlich in die alte Klangwelt wegweisenden Karlsruher Barockorchester unter der souveränen Leitung Friedemann Johannes Wielands.

Kürzlich hatte Bachs Werk in der Stuttgarter Staatsoper Premiere, als szenisches Oratorium – aber ein Gotteshaus ist der wahre, gegebene Schauplatz für die-

Friedrich Fröschle an Ostern an der Orgel

Kurzfristig übernimmt Friedrich Fröschle am Ostersonntag, 11.30 Uhr, im Chorraum des Ulmer Münsters das Orgelkonzert des erkrankten Gabriel Dessauer. Fröschle, der frühere Münster-Kantor, spielt Osterchoräle sowie Präludium und Fuge D-Dur von Johann Sebastian Bach und auch César Francks „Grande pièce symphonique“.

ses an sich schon bildhafte Werk. Und in der Pauluskirche steht eine Aufführung unmittelbar im Zeichen des Gekreuzigten, mit dem Wandgemälde Adolf Hölzels. Eine gut zweistündige Andacht – überraschend eine cappella eingeleitet mit „The Lamb“ von John Tavener: eine Motette über das Lamm Gottes. Ein letztes Innehalten geradezu vor dem emotionalen Musikdrama, das Wieland, der eher gediegene Tempi wählte, auch mal in den fast meditativen

Stillstand bremste: in der von Wibke Wighardt innig gesungenen Arie „Es ist vollbracht“.

Gernot Heinrich war nicht nur der hell prägnante Evangelist, sondern bot auch die Tenor-Arien. Kühl und erhaben: Florian Dengler mit den Christusworten. Dazu Daniel Blumenschein mit den Bass-Arien, die Sopranistin Verena Gropper glänzte mit der Arie „Zerfließe, mein Herze“. Am Ende ein jubelndes Publikum an Karfreitag, auch in der Kirche.

Wenn Profis und Amateure gemeinsam zaubern

Florian Zimmer Theater Der Magier setzt jetzt mittwochs auf ein neues Angebot – eine „Open Stage“.

Wer will, der darf für eine Viertelstunde auf die Bühne: „Open Stage“ heißt das Konzept, das nicht nur Talente anlockt, die sich vor Publikum ausprobieren wollen, sondern auch viele Zuschauer. Im Roxy sind es meist um die 600 Besucher, die alle paar Wochen zu diesem Format pilgern. Jetzt hat die dortige Open Stage Konkurrenz bekommen: Im Florian Zimmer Theater in Neu-Ulm hatte am Mittwochabend eine „Magic Open Stage“ Premiere.

Springt da einer auf einen erfolgreichen Trend auf? „Ich will keine Konkurrenz sein“, sagt der Magier, dessen Zaubershow von Donnerstag bis Sonntag sein Theater füllt. „Aber wir wollen auch den Mittwoch bespielen“ – mit wechselnden Angeboten, die



Florian Zimmer moderierte auch die erste „Magic Open Stage“.

FOTO: MATTHIAS KESSLER

der 39-Jährige jetzt ausprobieren will. Eines davon ist eine Open Stage. Zimmer stand früher selbst auf solchen Bühnen, verdankt dieser Spielform viel. Und er weiß: „Viele dieser Bühnen sind nicht optimal für Magie. Wir Magier hüten natürlich die Geheimnisse unserer Tricks. Das ist der Unterschied zu anderen Künstlern wie Comedians, Kabarettisten und Musikern.“ Doch was man dafür braucht, finden Magier nicht überall. „Das ist bei uns anders“, sagt Zimmer, der aber betont, dass seine Open Stage allen Entertainern offen stehen soll.

Bei der bejubelten Premiere war's dann aber eine fast reine Zaubershow – und sie war durchaus namhaft besetzt. Zwei spanische und ein zweifacher deut-

scher Meister waren darunter. Die Spanier waren nicht extra angereist, G Alexander und David Diaz sind Kollegen, die mit Zimmer derzeit an seiner neuen Show feilen. Und entsprechend professionell kommen die Tricks der beiden rüber: Diaz setzt dabei auf CDs, die er virtuos auftauchen und verschwinden lässt, G Alexander auf Kartentricks und die traditionelle Seilnummer. Und noch ein hoch Dekorierter war mit von der Partie: Collin nennt sich der Münchner, der aktuell zwei deutsche Meistertitel trägt. Verdient hat er sie sich mit einer Nummer, die auch „Nachts im ägyptischen Museum“ heißen könnte und unter anderem eine veritable menschliche Nofretete auf die Bühne zaubert.

Der besondere Charme einer offenen Bühne sind aber die Halbprofis und Amateure. Sie waren mit dem erst 14-jährigen Marco Lalli, dem Ulmer Thomas Liebeskind als italienischem Kellner Luigi, dem Aalener Martin Hatzenberger und dem aus Burgrieden stammenden Ried Michel, der die achtjährige Antonia ins Geheimnis der Hütchenspiele einführt, nicht nur magisch, sondern auch komödiantisch vertreten. Außer Magie? Da war noch die Ulmer DSDS-Teilnehmerin Schilan Ahmad, die sang, aber auch einen Kartentrick zeigte.

Die nächste Open Stage am 3. Mai soll weniger magielastig sein. „Ein Jongleur und mehrere Musiker haben zugesagt“, verrät Florian Zimmer. *Helmut Pusch*



Erfolg in London: Simone Damberg Würzt. Foto: Johan Persson

Roman Daniela Dröscher: Lügen über meine Mutter (Folge 143)

Am Tag des Abschieds drehte Jessy sich nicht noch einmal zu mir um. Sie umarmte nicht mich, sondern meine Mutter. Ich blinzelte. Mit dieser Umarmung hatte es begonnen, dachte ich. Mit dem Gefühl, dass meine Mutter ihr gab, genauso wie mir: dass egal, was passiert und wie falsch alles zu sein scheint auf der Welt und mit den Menschen, alles schon irgendwie gut gehen würde.

„Und?“ Erwartungsvoll betrachte ich das Gesicht meiner Mutter. „Wie gefällt dir meine Geschichte?“ „Gut. Besonders das Ende.“ Sie lächelt und faltet die Hände. So sieht sie immer aus, wenn sie versucht, ihre Worte möglichst genau zu wählen. „So bleibt offen, wie es wirklich gewesen ist.“ Ein ganz leiser Triumph liegt in ihrer Stimme. Denn sie behält die Hoheit, bis zuletzt. Anstatt das Rätsel restlos aufzulösen, habe ich lediglich

rekonstruiert, wohin das Geld verschwunden sein könnte. Jetzt muss ich lächeln. Selbst in meiner Imagination beharrt meine Mutter auf ihrer Autonomie. Ihrem Stolz. Der sie mehr kennzeichnet, als ihr bewusst ist.

Bei einigen Indigenen Nordamerikas gibt es ein Ritual namens „Potlatch“, bei dem ranghohe Mitglieder ihren Reichtum demonstrativ veräußern. Sie verteilen Geschenke, verbrennen Geld oder zerstören vorsätzlich Wertgegenstände. Sie tun das aus freien Stücken. Niemand nötigt sie. Es geht ihnen darum, ihre soziale Position zugleich zu behaupten und in Frage zu stellen. Als ich im Studium zum ersten Mal von diesem Brauch hörte, musste ich sofort an meine Mutter denken und an das, was damals passiert ist. Für mich beschreibt es sehr genau das, was



sie mit ihren vielen Geschenken und Ausgaben veranstaltet hat: ein rheinland-pfälzisches „Potlatch“. Aber wir sind noch nicht am Ende. Nicht ganz. Enden will ich mit dem Bild, wie meine Mutter meinen Vater verlässt, kaum dass meine Schwester volljährig ist und ein Studium weit weg von zu Hause beginnt. Meine Oma, die sie 13 Jahre lang gepflegt hatte, ist etwa zwei Jahre zuvor verstorben. Es gibt nichts mehr, was meine Mutter in ihrer Ehe hält.

15 Jahre. 15 Jahre lang leben die beiden noch so weiter, mit den gemeinsamen Schulden zusammen unter einem Dach. Und meine Mutter mit einem Körper, der ihr Tag um Tag als Feind entgegentritt, denn das war leider tatsächlich so: verschwunden sind die Schmerzen nie, bis heute. Was war der Moment, in dem

sie wusste, dass sie gehen muss? Ich höre sie, wie sie zu mir sagt: „Ich wäre sonst verrückt geworden. Wirklich, ich wäre verrückt geworden.“ Das hat Gewicht. Denn das Wort „verrückt“ benutzt sie sonst nie. Wirklich nie.

Sie verlässt das Haus an einem Nachmittag, während mein Vater bei der Arbeit ist. Sie steht vor dem Spiegelschrank mit den vielen, vielen, viel zu vielen Kleidern und wählt sorgfältig aus. Alles, was sie mitnehmen wird, passt in einen Koffer. Keinen einzigen Wertgegenstand nimmt sie aus dem goldenen Käfig mit. Ein letztes Mal wandert ihr Blick durch das Haus, dessen Beschaffenheit sie so gut wie kein anderer aus unserer Familie kennt. Das Kiefernholz, die Fliesen, die Wände mit den teuren Tapeten. Auch im Garten steht sie ein letztes Mal. Und ganz bestimmt auch in der Küche. Diesem Ort der Himmel und der Hölle.

Und dann, dann geht sie, die Tür fällt hinter ihr ins Schloss. Den Schlüssel lässt sie stecken, einfach so. Mögen Diebe kommen und alles rauben, sie hat nichts zu verlieren.

Sie steigt in ihr Auto, sie schaut nicht zurück. Kein Kleinkind sitzt ihr im Nacken, keine Mutter, die ihrer Pflege bedürfte. Sie kann gehen, endlich, und sie geht. In meiner Fantasie hat sie nicht alles hergegeben. Nicht alles, aber vieles. Irgendwo auf einer Bank hat sie noch Geld.

Sie geht, wie sie gekommen ist. Mit nichts als einem Koffer in der Hand.

Meine Mutter kann stolz auf sich sein. Sie geht, wenn auch spät. Und sie hat ihr großes Herz nie verloren. Es braucht so vieles in der Welt. Entschlossenheit, Mut. Rebellion. Aber es braucht auch eine Million solcher Herzen. Die nicht

versteinern, die wach und warm und offen bleiben, ganz gleich, welche Narben die Welt ihnen zufügt.

Nun lasse ich los. Ich verlasse das Spielfeld meiner Eltern, den Weißbaum, das gewendete Blatt. Ich erkläre das Rätselraten hiermit für beendet. Denn längst schon hat auf einem anderen Platz, einer anderen Seite, ein neues Spiel begonnen. Und was für eines.

Vater, Mutter und zwei Kinder. Meine eigene Familie. Aber das, das ist eine andere Geschichte. ENDE

In der nächsten Zeitungsausgabe, am Dienstag nach Ostern, beginnt unser neuer Fortsetzungsroman: „Das Liebespaar des Jahrhunderts“ von Julia Schoch (erschienen bei dtv).

© Kiepenheuer & Witsch

Seiten-Bühne

Quer durch Großbritannien

Edinburgh, Salford, Cardiff, Plymouth: Quer durch Großbritannien ist die Rambert Dance Company, die älteste Ballett-Compagnie des Landes, seit Januar unterwegs. Sechsmal pro Woche bringt sie „Peaky Blinders“ auf die Bühne, eine Adaption der grandiosen BBC-Gangsterserie (auf Netflix zu sehen). Und mittendrin ein Ulmer Theatergänger bekanntes Gesicht: **Simone Damberg Würzt** in der Rolle der Polly Gray.

2009 war die Dänin nach ihrer Ausbildung ans Theater Ulm gekommen. Bis 2013 gehörte sie der Compagnie an, sie choreografierte auch: etwa Szenen im Drama „Bernarda Albas Haus“ und vor allem „Hair“ auf der Wilhelmsburg. In Ulm lernte sie den Tänzer **James Muller** kennen – die beiden sind seit zwölf Jahren zusammen. 2013 ging sie nach London, zwei Tage nach der letzten „Hair“-Vorstellung in Ulm startete sie bei Rambert.

Seitdem ist sie bei der Compagnie. Sie liebt es, dass es ein Repertoire-Betrieb ist und hat dort mit vielen namhaften internationalen Künstlern zusammengearbeitet. „Peaky Blinders“ sei eine tolle Produktion, sie liebe auch die Serie, das Publikum erscheine sogar kostümiert.

2020 erhielt Simone Damberg Würzt den Best Female Dancer Award, eine „unglaubliche“ Ehre angesichts der Konkurrenz. Sie hat auch Zeit für eigene Projekte, choreografiert, tritt in Musikvideos auf. Sie liebt das Leben in der vitalen Metropole. Sie stammt aus einem 2000-Seelen-Ort in Dänemark, London sei ein riesiger Kontrast – auch zu Ulm. Apropos: Sie habe schöne Erinnerungen an ihre Ulmer Zeit, erzählt sie. Vor fünf Jahren war sie in der Stadt zu Besuch, habe Bekannte getroffen. Ein Drei-Sparten-Haus sei etwas Besonderes, das habe ihr immer gefallen: die Kreativität der Sänger, Musiker, Schauspieler und Tänzer unter einem Dach zu erleben. Aber wie immer habe es in Ulm „viele Baustellen überall in der Stadt gegeben“. Ihr Deutsch ist nicht mehr so gut, aber das Wort „Baustelle“ kennt sie noch. *Magdi Aboul-Kheir*